

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

271 (18.11.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 173



Nr. 173.

Karlsruhe, Mittwoch, den 18. November

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Ohne Gewissen. (6)

Roman von Reinhold Ortmann.
(Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Eine leichte Wolke unangenehmer Ueberraschung war über Professor Wallroth's Gesicht gegangen, als er des fremden jungen Mannes im Salon der Frau v. Manstein ansichtig geworden. Aber er hatte zu gute und weltmännische Manieren, als daß er seinem Besremden durch Worte oder durch eine Geberde deutlich Ausdruck gegeben hätte. Er küßte seiner Braut ritterlich die Hand und warf ihr einen fragenden Blick zu, nachdem er die ehrerbietige Verbeugung des Doktors durch ein freundliches Neigen erwidert hatte.

Mit einem Nicken, dessen Natürlichkeit nach den seelischen Erregungen der letzten Viertelstunde geradezu bewundernswürdig war, sagte Edith: „Muß ich die Herren erst miteinander bekannt machen? Sollte der Meister ein so schlechtes Gedächtnis für seine Schüler haben?“

Professor Wallroth suchte seine Verlegenheit hinter einer sehr verbindlichen Miene zu verbergen. Der andere kam ihm zu Hilfe.

„Doktor Siegmund Artois!“ sagte er mit einer abermaligen Verbeugung. „Ich hatte vor einer Reihe von Jahren das Glück, einige Semester hindurch zu ihren Füßen zu sitzen, Herr Professor!“

Mit jener Freundlichkeit, die ihm im gesellschaftlichen Verkehr eigentümlich war, streckte der Professor ihm die Hand entgegen.

„Ich erinnere mich Ihrer sehr gut, mein werter Herr Doktor! Und ich freue mich, Ihnen wieder zu begegnen. Hoffentlich sind Sie unserer Wissenschaft treu geblieben.“

„Ja, Herr Professor! Aber ich möchte beinahe hinzufügen: leider! Denn ich fürchte, daß ich nicht zu ihren glücklichsten Jüngern zu zählen bin.“

„Doktor Artois ist mein Jugendgenosse“, mischte sich Edith unbesonnen ein. „Wir waren viele Jahre hindurch Nachbarkinder und gute Kameraden. — Du bist mir hoffentlich nicht böse, daß ich ihm kein Geheimnis aus unserer Verlobung gemacht habe.“

„Und nach der Empfehlung, die mir aus dem Mund Ihrer Braut soeben zu teil geworden ist, werden Sie mir ohne weiteres glauben, Herr Professor, daß meine Glückwünsche aus aufrichtigem Herzen kommen.“

Wieder gab es ein sehr lebhaftes Händeschütteln, und als Doktor Artois sich distret zurückziehen wollte, konnte der Professor als höflicher Mann nicht umhin, noch für eine Weile um das Vergnügen seiner Gesellschaft zu bitten. Er hatte vielleicht erwartet, daß der junge Mann die Aufforderung für das nächste Mal würde, was sie in Wirklichkeit war, nämlich für eine artige

Nedensart; aber der Doktor leistete der Einladung, zu bleiben, ohne weiteres Folge und benahm sich so unbesonnen wie jemand, der sich auf alte Freundschaftsrechte berufen darf. Daß er Edith häufiger, als es vielleicht unbedingt nötig gewesen wäre, mit dem vertrauten „Du“ anredete, verursachte dem Professor, wie sehr er auch bemüht war, es zu verbergen, ersichtlich einiges Unbehagen, und Edith richtete hinter seinem Rücken wiederholt bittende Blicke auf Artois, ohne daß dieser die stumme Sprache ihrer Augen zu verstehen schien.

Das Gespräch wandte sich auf des Doktors bisherige Stellung und auf seine Pläne für die nächste Zukunft. Deutlicher noch als zuvor zeigte sich der leichte Schatten auf des Professors Gesicht, als er erfuhr, daß der Jugendgenosse seiner Braut dauernd in der Hauptstadt zu bleiben gedente, und seine Miene erhellte sich nicht, als Edith, hinter seinen Stuhl tretend, mit einem ungewöhnlich weichen Klange ihrer schönen, etwas dunkel gefärbten Stimme sagte: „Siegfried will die akademische Laufbahn einschlagen. Und Du wirst Dich ein wenig seiner annehmen, nicht wahr? Unter Deinem mächtigen Schutze wird er manche Schwierigkeit gewiß leichter überwinden.“

„Es wird mich freuen, Deinem Freunde nützlich zu sein“, sagte er ausweichend, „aber Du thust mir zu viel Ehre an, wenn Du glaubst, daß meine Gönnerschaft von so großem Werte sei. Beläße ich wirklich die Macht, welche Du bei mir zu vermuten scheinst, so würde ich sie gewiß schon zu Gunsten meines wackeren Assistenten Düringhoffen verwendet haben, dem ich von Herzen eine recht glänzende Laufbahn wünschen möchte.“

„Düringhoffen?“ fragte Artois, ohne sich durch die ziemlich deutliche Abweisung verstümmt zu zeigen. „Valentin Düringhoffen? Wie es mich freut, den Namen des braven Jungen wieder einmal zu hören! Hoffentlich geht es ihm recht gut?“

„Nun, wie man's nehmen will“, meinte der Professor etwas verlegen. „Seine Einkünfte sind wohl allzu glänzend nicht. — Sie sind also mit ihm befreundet?“

„Ich lernte ihn während meines hiesigen Studienaufenthaltes kennen und schätzen. Er war einer der rechtschaffensten Menschen, die mir je in meinem Leben vorgekommen sind; für ein großes Genie aber hätte ich ihn freilich nicht gehalten.“

„Ich aber halte ihn dafür — wenigstens soweit es sich um seine Wissenschaft handelt“, sagte Professor Wallroth ziemlich bestimmt. „Es scheint mir nicht im mindesten zweifelhaft, daß der junge Mann eine bedeutende Zukunft hat.“

„Natürlich werde ich nicht verfehlen, ihn zu besuchen. Im chemischen Laboratorium der Universität also kann man seine Adresse erfahren! — Und nun darf ich Deine Gastfreundschaft wirklich nicht länger in Anspruch nehmen, liebe Edith! Nichte Deiner Frau Mutter meine schönsten Empfehlungen aus und sage ihr, daß ich am Todestage Deines Vaters nicht veräußert habe, einen Kranz auf seinen Grabhügel niederzulegen.“

Er hatte sich erhoben, und der Professor war seinem Beispiele gefolgt.

„Sie bewahren, wie ich höre, eine sehr dankenswerte Anhänglichkeit für den verewigten Vater meiner Braut“, sagte er. „Standen Sie ihm während seines Lebens so nahe?“

„Ich darf mich dessen wohl rühmen, Herr Professor! Erst unmittelbar vor Ihrem Eintritt sprachen wir von dem verhängnisvollen Tage, an welchem der edle Mann so plötzlich aus dem Leben gerufen wurde.“

Edith hatte den Wink verstanden, den diese langsam und nachdrücklich gesprochenen Worte enthalten sollten; mit einer Hast, die fast etwas Verräterisches hatte, kam sie der Antwort ihres Verlobten zuvor.

„Doktor Artois hatte meiner Mutter und mir damals unschätzbare Dienste geleistet. Wir werden ihm dafür immer zu Dank verpflichtet bleiben.“

Noch einmal reichte der berühmte Gelehrte dem jungen Manne die Hand. „Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, Herr Doktor, daß die Freunde der Frau v. Manstein auch die meinigen sind. Mein Haus wird Ihnen jederzeit offen stehen, und es soll mir eine Ehre sein, wenn Sie mich recht bald durch Ihren Besuch erfreuen. Wir werden uns dann eingehender über Ihre Pläne unterhalten.“

Vielleicht war es nur diese Einladung gewesen, auf welche Doktor Artois bis jetzt gewartet hatte; denn sobald sie ausgesprochen worden war, hatte er es anscheinend recht eilig, sich zu empfehlen. Edith geleitete ihn bis zur Thür, und dort flog ein rascher Blick, der für jedes von ihnen verständlicher und beredter war als hundert Worte, zwischen ihnen herüber und hinüber.

„Es ist seltsam, daß Du mir von diesem Deinem vertrauten Freunde bisher mit keinem Worte gesprochen hast, liebste Edith“, meinte der Professor, als sie allein waren. „Ich besand mich dadurch ihm gegenüber in einer etwas peinlichen Lage.“

Sie war an seine Seite geeilt, und schmeichelnd spielten ihre schlanken Finger in seinem ergrauenden Haar.

„Kannst Du mir böse sein, Ludwig, weil ich in Deiner Nähe für nichts anderes Gedanken und Erinnerung hatte, als für Dich und — für unsere Liebe? Gelegentlich einmal würde ich Dir gewiß auch von ihm erzählt haben, denn er — er ist ein so braver Mensch.“

„Nun, wir wollen sehen, was sich für ihn thun läßt! Nur hätte ich es, offen gestanden, nicht gern, wenn er allzu häufig hier herauf käme. Nicht, daß ich eifersüchtig wäre, aber der Leute wegen. Du wirst mir das nachfühlen können, mein Lieb.“

Edith schlang ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn. „Ich könnte ja nur stolz darauf sein, Geliebter, wenn ich Dich auf einer eifersüchtigen Regung ertappte. Denn es wäre mir ein Beweis, daß mein Besitz Dir wirklich etwas wert ist.“

„Närrchen!“ sagte er lächelnd, indem er ihre Lieblosung erwiderte. „Hast Du darüber denn noch einen Zweifel? Aber ich liebe Dich viel zu sehr, als daß ich Dir jemals mißtrauen könnte. Und es würde mir in meinen Jahren doch auch wohl kaum sonderlich gut anstehen, wenn ich den Othello spielen wollte.“

„Ach, sprich nicht von Deinen Jahren!“ schmeichelte sie. „Gerade Deine reife Männlichkeit ist es ja, auf die ich so stolz bin.“

Wenn die Entdeckung der bis dahin unbekanntenen Jugendfreundschaft seiner Braut vorhin wirklich eine Regung des Mißvergnügens in des Professors Gemüt wachgerufen hatte, so war es der Geschicklichkeit Ediths jedenfalls gelungen, sie bis auf die letzte Erinnerung wieder zu verschleppen. Noch eine Weile plauderten sie scherzend und kandelnd mit einander wie zwei blunjuunge Verliebte, dann fragte Edith plötzlich: „Und Ingeborg? Sie ist nicht mit Dir gekommen? Hast Du ihr denn noch nichts gesagt?“

Professor Waltraths eben noch glückseliges Antlitz verdüsterte sich. „Ich bin Dir volle Offenheit schuldig, mein Herz. Ja, ich habe mit meiner Tochter gesprochen; aber sie hat die Nachricht von meiner Verlobung nicht so freudig aufgenommen, wie ich es erwartet hatte. Wir werden ihr Zeit lassen müssen, sich an den Gedanken meiner Wiederverheiratung zu gewöhnen.“

Um Ediths Mundwinkel zuckte es, und sie wandte ihr Gesicht ab, weil sie selber fühlen mochte, daß ihre schönen Züge in diesem Moment einen beinahe häßlichen Ausdruck hatten.

„Neußt sich so ihre Freundschaft für mich?“ fragte sie nur. „Und nach einer kleinen Weile fügte sie, sich bezwingend, hinzu: „Aber ich will nicht zwischen Dir und Deinem Kinde stehen, Ludwiga! Hätte ich gewußt, daß es den Frieden Deines

Hauses stören könnte, so würde ich Dir niemals mein Jawort gegeben haben.“

„Aber, Edith, welcher Gedanke!“ fuhr der Professor beinahe heftig auf. „Sollten wir unser Glück etwa der thörichten Laune eines Kindes zum Opfer bringen? Nein, nein, nie wieder darf ein Wort gleich diesem über Deine Lippen kommen, wenn es nicht Deine Absicht ist, mich aufs tiefste zu verletzen. Ingeborg wird sich leicht genug in die veränderten Verhältnisse finden, sobald sie sieht, daß mein Entschluß ein unwiderruflicher ist, und wenn sie trotzdem auf ihrem eigensinnigen Widerstreben beharrt — nun, so müssen wir eben einen Weg einschlagen, durch welchen die Gefahr, daß sich peinliche Zustände herausbilden könnten, vollständig ausgeschlossen wird.“

„Und welcher Weg könnte das sein, Ludwig?“

„Ich bin mir darüber in diesem Augenblick selber noch nicht ganz klar. Ingeborg selbst war es, die den Wunsch aussprach, bei unserer Vermählung oder doch bald nachher das Haus zu verlassen, und nach reiflicher Ueberlegung scheint mir dies Auskunftsmittel in der That für alle Beteiligten bei weitem das beste zu sein.“

Mit großer Entschiedenheit schüttelte Edith den Kopf. „Nein, mein Freund, selbst auf die Gefahr hin, Dich zu erzürnen, muß ich es aussprechen, daß ich um solchen Preis nicht glücklich sein möchte. Für mich wäre nur eine einzige Möglichkeit denkbar, wie Ingeborg das Vaterhaus verlassen könnte, ohne daß dadurch zugleich auch mir die Thür desselben für immer verschlossen würde.“

„Ich verstehe Dich nicht, mein Lieb! Was für eine Möglichkeit ist es, an die Du dabei denkst?“

„Nur, wenn sie sich selbst verheiratete, würde ich mein Gewissen frei fühlen von dem unerträglichen Vorwurf, daß ich ein Kind von dem Herzen seines Vaters vertrieben hätte.“

„Meine großmütige Edith! — Aber freilich, das ist ein Ausweg, an den ich noch nicht einmal gedacht habe. Ich fürchte nur, daß vorläufig wenig Aussicht auf die Verwirklichung eines solchen Gedankens vorhanden ist. Ingeborg ist noch so jung, und sie hat bisher nicht das geringste lebhaftere Interesse für einen der Herren aus ihrer Bekanntschaft an den Tag gelegt. Am Ende kann ich sie doch nicht mit Gewalt unter die Haube bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand von Keller*.)

Von Paul Schultze-Naumburg.

Es hat zu allen Zeiten zwei Arten von Künstlern gegeben: solche, die als Pioniere neue Wege suchten und solche, welche die gebahnten Wege beschritten, sie ebneten und kultivierten. Die Wertschätzung beider schwankt mit dem Wechsel der Zeitideen, beide aber erfüllen eine gleich wichtige Mission, — nur die Breittreter sind für die Kunst überflüssig, die sagt die Zeit beiseite, dahin wo sie hingehören: in die Vergessenheit. Da aber augenblicklich eine Epoche des Aufstiegs für die erste Gruppe ist, geschieht es oft, daß zu summarisch verfahren und die zweiten mit den dritten zusammengefaßt werden.

Das ABC der objektiven Wertschätzung ist jedoch einfach nach der künstlerischen Kraft zu fragen, die den Werken innewohnt; nie zu vergessen, daß Kunstepochen nicht aneinander anschließen, wie die Regierungen der Fürsten, sondern sich in den seltsamsten Verbindungen ineinander hineinschieben; man kann die Keime der kommenden schon da finden, wo die vorhergehende noch kaum voll zu Worte gekommen ist, und ihr Ausklingen zieht sich oft bis spät in die Blütezeit der nachfolgenden hinein, um sich vereinzelt wieder zu starkem lebensvollem Klange zu erheben. So ein Später ist Ferdinand von Keller, der badische Maler. Kein Zweifel, mit den Modernen hat er nichts gemeinsam — oder doch nur soviel, wie eben alle echten Künstler gemeinsam haben, und so allein will er auch betrachtet sein, wenn man von seiner Kunst ein klares Bild bekommen will. Man muß eben unterscheiden zwischen seiner kunstgeschichtlichen Mission und dem ästhetischen Genuß, den er bereitet. Aber die meisten haben es vorgezogen, nachdem sie für die Modernen ihr Leben eingesetzt und gesehen, daß Keller sich so gar nicht unter das alte Eisen der Historie werfen ließ, — an ihm vorbeizusehen und von etwas anderem zu reden. Dies muß vor- ausgeschickt werden, um für ihn den richtigen Standpunkt zu finden; und dann erscheint er als ein sonntägliches dekoratives Genie, das mit effektvoller Benutzung aller gelösten Probleme ein glän-

*) Wir entnehmen diese Betrachtung über einen unserer hervorragendsten Karlsruher Mitbürger der vortrefflichen „Beitrag zur bildenden Kunst“ mit freundlicher Genehmigung des Verlegers, Herrn C. A. Seemann in Leipzig, und mit Zustimmung des Verfassers, Herrn Paul Schultze-Naumburg in München.

zendes Resümé giebt, es aber mit so viel Eigenart umgestaltet, daß seine Werke immer unverkennbar echte Keller sind und nie wie Totgeborene aussehén. Gerade das ist der Umstand, der die Lebensfähigkeit seiner Werke verbürgt. Aber indem er dieses Erbe einer hinter ihm liegenden Zeit weiterführt bis zu einer Zartheit und Verfeinerung, die nicht mehr zu überbieten sind, setzt er selbst die Grenze, der notwendigerweise etwas anderes folgen muß. Damit ist auch genügend erklärt, weshalb Keller keine eigentliche Schule gründen konnte. Er ist auf einer Stufe angelangt, deren Ausdrucksform zum höchsten Wohlklang entwickelt ist, ein Ueberbieten und Weiterentwickeln war unmöglich und seinen Schülern blieb nichts übrig, als hohle Nachahmer ihres Meisters zu werden oder ein neues Arbeitsfeld anzubringen. Etwas anderes ist es, daß Keller keine Gelegenheit hatte, sein enormes Können und seine Erfahrung in der dekorativen Malerei seinen Schülern zu übermitteln, — das Gebiet, auf dem wohl auch historisch seine Hauptmission lag. Hier würde er vermöge seines Könnens ein Führer sein, wie man ihn weit und breit nicht zu finden gewußt hätte, auch wenn die Schüler andere Ziele gesucht hätten. Das ist sein ureigenstes Gebiet, auf dem er allen anderen weit voraus schritt und eine mächtig dekorative Farbe damals schon brachte, als die andern noch zähme Kolorirer waren.

Wenn man Keller's bisheriges Lebenswerk überschaut, so zeigen sich zwei Hauptphasen, die ich, wenn man es mit dem Ausdruck nicht zu genau nehmen will, mit der Renaissance und dem Rokoko seiner Entwicklung bezeichnen möchte. In die erste trat der im Jahre 1842 geborene Künstler mit seinen ersten Werken als fertiger Meister ein, indem er schon klar jene ihm eigentümliche Gestaltungskraft zu Tage treten ließ, die ihn heute auszeichnet. Was er von seinem 15. bis 20. Jahre im brasilianischen Urwald in sich eingekogen: die Bilder einer prächtigen phantastischen Natur, bevölkert mit einer exotischen Fauna und den malerischen Gestalten der Bewohner von spanischer und portugiesischer Abkunft, machte auf ihn den nachhaltigsten Eindruck, welcher zusammengehört mit der humanistischen Bildung, die er in Karlsruhe genossen. So entsteht jener eigentümliche Zug, der sich in Keller's Werken zeigt: jene Vorliebe für das Brunkvolle, Fremdländische, für starke äußerliche Affekte mit einem Stich ins Pathetische, der an die Blütezeit der spanischen Romantik gemahnt. Seine Ideen offenbaren sich in glühenden Farbenvisionen; es drängt sich ihm ein Konglomerat von Einzelheiten auf, die er zuerst kaum bewältigen kann, so daß jene gefüllten Kompositionen entstehen, bei denen er mit stetig größer werdender Kunst es versteht, kein Gehten frei zu lassen. So mächtig rührt der Strom und so mühelos schiebt er ihm aus dem Pinsel, daß er niemals fähle Ermüdung braucht, sondern stets nur dem Ueberfluß wehren muß. Raushender Wohlklang der Farbe und malerisch dekorative Wirkung über alles. Er will keinen Kompromiß; Wahrheit, Möglichkeit, alles muß hinter der Erscheinung zurücktreten, wenn er seinem Glaubensbekenntnis, dem des dekorativen Genies, treu bleiben will. Sein Nero, den er einst in Rom gemalt, zeigte noch eine gewisse Verwandtschaft mit Feuerbach, aber bald macht er sich auch davon ganz frei. Im Dresdener Vorhang findet er eine Fläche, die einem jeden Banger einflößen würde, ihm aber erst die rechte Anregung giebt. — Bald danach entfiel das Schlachtenbild „Margraf Ludwig besetzt die Türken an Salankemen“, das charakteristischste Werk für seine erste Epoche. Hier war der Stoff gefunden, nach dem es ihn verlangte: ein chaotisches Durcheinander von malerischen Delikatessen, aus dunklem glühendem Fleisch und orientalischer Pracht, schäumenden Mosen in zitternder Bewegung und finstern abendländischen Waffenschmuck, ein Doppelbild von düster tragischer Pole und einem phantastischen Märchen aus Taufend und einer Nacht. Da ist alles gefüllt bis zum letzten Eckchen, es ist das Ausstoben einer üppigen Malerphantasie, die er nicht mehr halten kann, sondern der er einmal frei die Zügel schießen lassen muß.

Keller verhält sich heute ablehnend gegen seine „Jugendtünde“, wie er es nennt. Und doch hat das Bild nichts von seiner Wirkung verloren, wie ein jedes, das mit Herzblut gemalt ist: es mag zum Widerspruch und treuliche Leute zum Aerger reizen, niemanden aber wird es kühl lassen, sondern stets von neuem mächtig packen.

Aber in dem Meister selbst liegt die Ahnung, daß er noch nicht die rechte Fläche gefunden, der gegenüber er sich aussprechen könnte. Im Fresko findet er erst ganz seinen Beruf zur dekorativen Malerei. Was seit Tiepolo noch keiner gethan, thut er: er weiß farbige Blut in das spröde Material zu bringen und erobert damit dem Fresko seine Farbenblindigkeit zurück; er versteht es wieder, eine weiße Kalkfläche auf den rauschenden Accord heiterer Festesfreude zu stimmen, leuchtende Schönheit von der Wand strahlen zu lassen, in einer Zeit, als man noch bei Cornelius' Gipsstich-Fresken von „trefflichem Kolorit“ sprach.

Das Heidelberger Aula-Bild bezeichnet die Abklärung und den Abschluß dieser ersten Periode. Hier treten noch einmal alle Elemente zusammen, die jene charakterisieren, gestalten sich hier aber zu schöner, klarer Ruhe. Auch hier frohe Feststimmung, schmelzen-

der Farbenteig und siegreiche Schönheit, aber mit dem Maßhalten und der Selbstbeschränkung, welche die Reife bringt.

Und nun kommt die zweite Phase in Keller's Kunst, die der kühnen Rokokostimmung, welche die Apotheose Kaiser Wilhelm's ankündigte und die bis jetzt ihren Höhepunkt erreicht hat in den Stuttgarter Fresken. Die warmen tiefen Töne sind jetzt silbergrau geworden; was früher auf braunen fatten Umbraton gestimmt war, steht jetzt auf Gold und Weiß, — der düstere Hintergrund der Tragödie ist ganz verschwunden und hat einer repräsentativ-vornehmen Atmosphäre Platz gemacht; die überschwärmende Verne von früher ist ins Galalleid geschlüpft und hat Hofformen angenommen. Aber die stolze siegreiche Schönheit von früher ist geblieben, nur tritt sie mit mehr Reiferheit, Unnahbarkeit auf, ein leiser Zug von Mäxertheit liegt um die Lippen.

Das ist das Bild, das Keller's Schaffen, im Großen gesehen, bis heute darbietet. Nur für den bemerkbar, der ihm näher treten kann, wird jedoch die Art, wie er schafft. Keller besitzt die größte manuelle Geschicklichkeit, die man sich überhaupt vorstellen kann: alles, was ihm unter die Hände kommt, nimmt formvollendete Gestalt an, sein Formgefühl und seine Gestaltungskraft sind so fabelhaft entwickelt, daß ihm alles wie aus einer Naturnotwendigkeit heraus gelingt, wenn er nur die Hände darauf legt. Dabei ist es ganz gleich, was er baut ein Boot mit derselben Grazie, mit der er modelliert, oder in Holz schnitzt, oder Metall bearbeitet, mit der er Kostüme entwirrt oder anfertigt, wie er einen Saal dekoriert und einen Garten anlegt. Es ist ihm gleich, ob er Leinwand und Delfarbe oder die Kalkwand für das Fresko benutzen muß, er ist in Pastell genau so geschickt wie in Aquarell oder der Nadelnadel — alles Technische ist ihm etwas so Selbstverständliches, daß er es anwenden kann, ohne es vorher gelernt zu haben.

Ebenso staunenswert ist es, was für Schätze sein Gedächtnis birgt. Was er einmal gesehen, prägt sich ihm derartig ein, daß er es so malen kann, daß man meinen könnte, es sei auf seine Art vor der Natur entstanden. Eine kleine Skizze genügt ihm, um lebensgroße Akte in mächtig dekorativer Wirkung aus dem Kopfe fertig zu malen, daß ein jeder ungeheurer Studien dahinter suchen würde. Wenn man schließlich auch über diese Art zu arbeiten disputieren könnte, so gehört das nicht in den Rahmen unserer kurzen Betrachtung, jedenfalls ist diese Beobachtung äußerst interessant, wenn man sich der Persönlichkeit Keller's nähert. Er kann alles. Er beherrscht in gleicher Weise den nackten Menschen wie alle Kostümfiguren, wie Pferde, Hunde, Raubtiere, Vögel, wie Früchte, Ornament, Architektur oder die Landschaft, in der derselbe Grundton, wie in seinen großen Dekorationen, transponiert auftritt. Die Verlegenheit, den formalen Ausdruck zu finden, scheint er überhaupt nicht zu kennen, sein Gedächtnis birgt alles, was er braucht, und nur hie und da holt er sich eine Anregung im kleinsten Maßstab, die ihm genügt.

Wie es sich ja stets bis zu einem gewissen Grade verfolgen läßt, daß die Person sich mit den Werken deckt, so kann man dies auch bei Keller thun. Man hat sofort den Eindruck einer mächtigen Persönlichkeit, wenn man seine elegante Figur, begleitet von seinen zwei großen Hunden, einsam daherschreiten sieht. Diese aristokratische Erscheinung, seine Allüren als Weltmann decken sich ohne weiteres mit dem Eindruck des Vornehm-Nitterlichen, den man bei seiner Kunst empfängt. Doch tritt noch etwas anderes hinzu, was im Verkehr mit ihm zum Dominierenden wird, wovon die Bilder nicht sprechen können: etwas Anspruchloses, ganz ohne Grund Bescheidenes, Wohlwollendes, wodurch er einen jeden sofort sympathisch berührt.

Und wie die Person, so ihr Milieu. Seine geistvolle Gattin, deren Profil zu seinem Typus für Frauenschönheit geworden, giebt den Ton an in ihrem prächtigen Hause, in dem sich die Großen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens ein Rendez-vous geben. Seine Villa am See, wo er im Sommer seine Segeljacht über die Wellen treibt, giebt ihm die frohnde Gesundheit; die Wintertage, die er auf der Jagd verbringt, erhalten ihm seine stetige geistige Frische.

Keller repräsentiert eines jener beneidenswerten Künstlerleben, die in schöner Harmonie, ohne große innere und äußere Kämpfe, sich abrollen; er ist einer der wenigen Sterblichen, denen mit dem Genie auch das Glück in die Wiege gelegt ward.

M. Brief aus Baden-Baden.

12. November.

Der November ist der Monat der Vergänglichkeit. Die Blätter fallen, das Leben in der Natur erstirbt — die Sturzgäste ziehen von dannen, und nur wenige von ihnen halten noch aus. In den Straßen unserer Stadt fehlt es aber auch jetzt nicht an Leben und Bewegung. Wir stehen im Zeichen der Kanalisation. Kaum war die offizielle „Saison“ beendigt, da begann in einigen Hauptstraßen der Stadt eine unheimliche, auf den Umsturz des Bestehenden gerichtete Thätigkeit; da wurde gegraben, gehohlet, geprenget, und mächtige Erdwälle wurden auf beiden Seiten der Straßen aufgetürmt. Wir sind an dieses Bild schon vom vorigen Jahre her gewöhnt und werden uns noch einige Jahre daran erfreuen dürfen.

Zum Glück sind es immer nur einzelne Straßen, die in Angriff genommen werden, und es wird in geschickter Weise dafür Sorge getragen, daß der Gesamtverkehr nicht Not leidet.

Wenn es so in der Stadt nicht überall sehr schön ist, so ist's dagegen im Walde noch herrlich. Das Laub der Bäume hat sich in diesem Jahre länger erhalten als sonst, und die Eichen und Buchen prangen noch im Schmuck der goldgelben Blätter, die vom dunkeln Hintergrund der Tannen wie leuchtende Stidereien sich abheben. Stille ist es im Wald; nur der Schrei eines Häfers ertönt zuweilen. Frisch und kräftig umweht uns die Luft, wenn wir unsere Schritte zur Höhe lenken; prächtige Ansichten eröffnen sich uns von droben auf waldige Berge, die in wunderjam klarer, glänzender Färbung vor uns liegen, und auf das tiefe Thal über dem ein leichter Duft schwebt. Nun sinkt die Dämmerung hernieder, und durch den Nebelschleier schimmern die Lichter der Stadt phantastisch zu uns herauf.

So sind mitten in der Vergänglichkeit die Reize der Natur doch unvergänglich und in jeder Jahreszeit bietet sie uns eine Quelle reinen Genusses. Unvergänglich ist auch die wahre Kunst, und immer aufs neue erfreut man sich an ihren Gaben. Ich dachte hieran, als ich vor kurzem den alten schlichten, herzigen Weisen Weber's in der „Preziosa“ lauschte. Wie hat uns in unserer Jugend die Zigeuner- und Waldromantik dieses Schauspiel's begeistert! Heute stehen wir dem Schauspiel als solchen lässler gegenüber und freuen uns nur vielleicht, manchem wohlklingenden Verse und manchem bekannten „geslügelten“ Worte zu begegnen („Leb' wohl, Madrid, nie wende dich dein Glück!“ „Herrlich, etwas dunkel zwar, doch es klingt recht wunderbar.“ „Auf nach Valencia!“ z.) Fr. Verndl wußte aus ihrer Preziosa eine poetisch anmutige Gestalt zu schaffen; überhaupt war die Auf- führung sehr befriedigend und fand lebhaften Beifall. Auch sonst wurde uns in letzter Zeit sehr viel Schönes vom Karlsruher Hof- theater geboten. „Evangelinmann“ und „Lustige Weiber“ waren wahrhaft vollendete Leistungen, die dankbar aufgenommen wurden; die stets gern gehörten „Lustigen Weiber“ boten unserem Publikum Gelegenheit, seinen warmen Sympathien für Fr. Mailhac leb- hafteren Ausdruck zu geben.

Im Schauspiel wurden uns einige anziehende Neuheiten vor- geführt. Die „Venus von Milo“, in der wir Paul Lindau von einer ganz neuen Seite kennen lernten, sprach allgemein an. Der „Vollstünd“ dagegen fand eine geteilte Aufnahme; die einen fanden ihn bewundernswürdig, die anderen entsetzlich. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Auf mich machte das Stück einen überwiegend günstigen Eindruck; es behandelt ein interessantes Thema mit bedeutender dramatischer Kraft, und auch für die stark aufgetragenen satirischen Schilderungen des Volks und der Führer und Vertreter der öffentlichen Meinung mag es wohl bis zu einem gewissen Punkt da und dort Analogien in der Wirklichkeit geben. Meines Bedünkens fällt aber die Rolle des Helden zum Schlusse etwas ab; seine Reden sind lediglich eine Umschreibung dessen, was Schiller schon kürzer und schöner gesagt hat:

Was ist die Wehrheit? Wehrheit ist der Anfsinn,
Verstand ist stets bei We'nigen nur gewesen.

Und:

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Die Winterkonzerte haben mit dem ersten Abonnements- konzert glänzend begonnen. Das Kurkomitee hatte Fräulein Scotta verschrieben, und wo die Zauberorgel dieser reizenden Künstlerin ertönt, da fliegen ihr alle Herzen zu. Von Neujahr an werden die Konzerte voraussichtlich im Theater abgehalten werden wegen der im Konversationshaus stattfindenden Bauherstellungen.

Unsere vielbesprochene „Kurdirektorfrage“ ist noch nicht end- gültig gelöst. Neuerlich haben wir aus einer Veröffentlichung in einem hiesigen Blatte erfahren, was man gegen den derzeitigen Inhaber dieser Stelle auf dem Herzen hat: Er ist kein Kavaller! „Ja, wenn es noch ein Ritter wär!“ singt Frau Fluth in den „Lustigen Weibern“. Daß man Herrn W. gerade von bürger- licher Seite deshalb angreift, weil er ein Bürger ist, hat uns überrascht. Man bekämpft ihn, weil er nicht die nötige Autorität besitze, aber eben dadurch, daß man ihn fortwährend bekämpft und seine Thätigkeit betrübelt, untergräbt man seine Autorität und seine Schaffensfruchtbarkeit. Möge man doch nicht vergessen, daß ein allzu häufiger Wechsel gerade in dieser Stellung am wenigsten zu- träglich ist! Wir sind auch überzeugt, daß die große Mehrheit der hiesigen Einwohnerschaft einen Wechsel nicht wünscht.

Kunst und Wissenschaft.

< Bruchsal, 16. Nov. Die „Kraibg. Ztg.“ schreibt: Das vorgestrige Viederkonzert bot eine Reihe so schöner, wahrhaft künstlerischer Genüsse, daß wir es dem Besten, was der Verein seither geboten, an die Seite stellen können. Dem strebsamen Eifer der Sängerschaft, wie dem Kunstsinne des Dirigenten, Herrn Reallehrer Hartmann, wird dabei wohl jeder empfängliche Hörer seine Anerkennung gezollt haben. Mit freudiger Erwartung sah man den Liebervorträgen von Frln. Maria Frank (Schülerin

des Herrn Kammerängers Hauser) entgegen. Wir haben ja an dieser Stelle schon öfters Gelegenheit gehabt, unsere Ansicht über das künstlerische Können dieser jungen Dame Ausdruck zu geben, müssen aber vorweg bemerken, daß sie mit dem vorgestrigen Abend alles früher gesagte in den Schatten gestellt hat. Wir können nur kon- statieren, daß die Sängerin das Publikum bei jedem neuen Lied in neues Entzücken fortzureißen verstand. Einen hocherfreulichen Erfolg künstlerischen Eifers zeigte auch das Violinspiel des Herrn Seid t. Sein Vortrag der Rêverie von Viurtemp's war eine schöne, fein gearbeitete Leistung, die einen hohen Genuß gewährte. Neben der Sängerin wie dem Violinspieler, kam nicht wenig die meister- haft ausgeführte kunstsinige Begleitung des Herrn W o r r e t von Karlsruhe, Lehrer am Großh. Konservatorium daselbst, zu statten, weil sie gerade das bot, was nur zu häufig vermisst wird: ein feinfühliges Eingehen auf die Individualität des Solisten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch der herrliche, klangvolle Konzert- stügel von Raim und Sohn in Kirrchheim nicht wenig dazu beitrug die schöne Gesamtwirkung zu erhöhen.

Verschiedenes.

Die Sichtbarkeit der Uniform-Farben fordert in neuerer Zeit, nachdem überall weitrtragende Gewehre kleinsten Kalibers eingeführt sind, vermehrte Rücksichtnahme bei der Auswahl einer zweckmäßigen Befeidung. Die Gesellschaft der Zivilingenieure zu Paris hat nun in dieser Richtung beachtenswerte Versuche ange- stellt, deren Ergebnisse sie in acht Etufen, ausgedrückt durch die Ziffern 1-8, eingereicht hat, wobei 8 Unsichtbarkeit bedeutet. Bei hellem Wetter war am weitesten sichtbar Weiß, dann folgt Hell- blau (2), Krapprot (3), Grün (4), Dunkelblau (6), Grau und die Farbe des dünnen Laubes, d. h. Braun (7). Bei trübem Wetter änderte sich die Reihenfolge etwas, indem Weiß natürlich auch am weitesten durchschimmerte, nächst ihm aber und zwar beide gleichstark (3) Hellblau und Grün, darauf Krapprot (4), Dunkel- blau (6), Grau und die Farbe des dünnen Laubes (7). Bei Nacht wurden dieselben Ergebnisse gefunden, wie bei trübem Wetter, nur soll Weiß von 1 auf 8 übergegangen sein. Da nicht angegeben ist, was für Nächte es waren, in denen die Beobachtungen angestellt wurden, ob mit oder ohne Mondschein, bei bedecktem Himmel, Neumond u. s. w., so ist die Unsichtbarkeit von Weiß etwas unverständlich, es sei denn damit gesagt, daß in stockfinsterner Nacht alle Farben eben grau sind. Die Farben der deutschen und italienischen Infanterie erhielten durchschnittlich berechnet die Zahl 6, die französische die ungünstigere Zahl 4,5. Die Franzosen geben sich jedoch der angenehmen Hoffnung hin, daß im Ernstfalle der Nacht nicht so erheblich ist, weil von den „Rothosen“ nur das Stück zwischen dem unteren Ende des Rocks und dem oberen Rand des Stiefels zu sehen sei. Dieser Teil werde schon nach den ersten Märschen derartig schmutzig sein, daß die Farbe nicht mehr leuchtet. Das Blinken der Metallteile, wie Knöpfe, Säbel, Gewehrläufe, Helmbeschläge u. s. w. wurde bei den Versuchen nicht berücksichtigt. So lange diese neu sind und gepulvt werden, können sie allerdings eine Truppe kilometerweit verraten, indes sie werden im Feldzuge bald blind, auch wohl gelegentlich absichtlich geschwärzt, so daß ihr verräterischer Glanz bald verschwindet.

Humoristisches.

Zeitgemä ß. Professor: „Nun, Herr Kandidat, Sie können mir doch die Hauptstadt von Frankreich nennen?“ — Der Kandi- dat (infolge der Leichtigkeit der Frage in tödlicher Verwirrung) schweigt. — Professor (ausbelfend): „Nun, Herr Kandidat, P . . . P . . .“ — „P . . . Petersburg!“ stottert der Schwerverprüfte. Sprachs und — bestand.

Litterarisches.

In Meyers's Klassiker-Bibliothek (Verlag des Biblio- graphischen Instituts in Leipzig und Wien), die sich einer von Jahr zu Jahr zunehmenden Beliebtheit erfreut, ist wiederum eine neue Ausgabe erschienen, welche sich an die in den letzten Jahren herausgekommenen würdig an- schließt. Dem vor etwa acht Jahren für diese Ausgaben aufgestellten Programm entsprechen einige der älteren Ausgaben nicht mehr, so z. B. diejenige von E. T. A. Hoffmann, und so hielt es denn die rührige Verlagshandlung für ihre Pflicht, diese älteren Editionen durch neue, welche den strengsten Anforderungen gerecht werden, zu ersetzen. Hoff- mann hat nicht allein auf seine Zeitgenossen eine ganz außerordentliche Wirkung ausgeübt, sondern auch die deutlichsten Spuren in der Geschichte hinterlassen. Hoffmann ist jenseits der Vogesen einer der beliebtesten deutschen Autoren. Die neue Ausgabe ist nach den bewährten Prinzipien der neuen Wiener'schen Klassiker-Bibliothek von einem jüngeren Gelehrten mit großem Fleiß und Geschick hergestellt worden und enthält wie in den Anmerkungen so vor allem in den Einleitungen sehr viel Neues, wodurch die charakteristische Persönlichkeit Hoffmanns eine eigenartige Beleuchtung erfährt. Der Preis für die auf drei Bände erweiterte Aus- gabe von Hoffmanns Werken beträgt 6 M. Ausstattung und Einband sind als vorzüglich zu bezeichnen.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe Dirschstraße.